



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Katholischer Schulkalender : aus Süddeutschland

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zahreseinnahme von 500 bis 800 Mark ein Zuchthäuslerleben oder etwas besseres bedeute, muß man eben fragen, in welcher Berufsart es erworben wird.

Wir sehen: bei aller Armut haben wir Deutschen weit mehr Wohlstand und Glück im Lande, als die Sozialdemokraten und — manche ihrer eifrigsten Gegner ahnen und zu begreifen vermögen. Als Nation weit ärmer als England, sind wir als Volk viel reicher, und unser Reichthum ruht auf einer weit gesünderen Grundlage. Noch über vier Fünftel unsrer Nahrungsmittel erzeugen wir auf unserm heimischen Boden, die Engländer nur noch wenig über ein Fünftel. Unmittelbar im vaterländischen Boden wurzelt die große Mehrheit unsers Volks mit ihrer Arbeit und ihrer Existenz, die Wurzeln des englischen Lebens schwimmen im Wasser, schmarozern in Indien, in Chile, in Deutschland, in der Türkei, in aller Welt; bekommen es die ausgebeuteten Völker und Kolonisten satt, so genügt ein Ruck, diese Wurzeln zu zerreißen, und das englische Volk ist zum Tode des Verschmachtens verurtheilt. Eben weil wir als Nation ärmer sind, sind wir als Volk reicher, und wollen wir die gesunden Grundlagen unsers Volkslebens, wo sie noch vorhanden sind, erhalten, wo sie schon zerstört sind, wiederherstellen, so müssen wir vor allem darauf verzichten, noch weiter nach englischem Muster reich werden zu wollen. Das wird uns noch deutlicher werden, wenn wir nun auf die Spitze der Gesellschaftspyramide einen Blick werfen.



Katholische Schulkalender

Aus Süddeutschland



ir möchten heute auf eine Erscheinung in unserm Schulleben hinweisen, die wohl jedermann bekannt ist, der als Lehrer oder Vater dem Schulleben nahe steht, die aber in ihrer stillen und im Verborgnen schleichenden Wirksamkeit viel zu wenig beachtet und gewürdigt zu werden scheint.

Es ist allbekannt, welch kräftiges Mittel, die breitem Schichten des Volks in einem bestimmten Sinne zu beeinflussen und zu bearbeiten und nach einer bestimmten Richtung zu lenken, die Kalenderlitteratur ist, und wie sich demgemäß die verschiedensten Strömungen und Parteien in unserm Volksleben die Pflege dieses Mittels sorglich angelegen sein lassen, um geräuschlos in ihrem Sinne zu agitiren. Agrarier und Sozialisten, Feudale und Demokraten, Klerikale und Liberale, sie alle pflügen mit diesem Kalbe, mit mehr oder

weniger Eifer und Geschick — im Eifer möchten wir den Merikalen, im Geschick den Sozialisten die Palme zuerkennen —, und sie alle hoffen ihre blaue oder rote, schwarze oder weiße Saat daraus ersprießen zu sehen.

Dagegen läßt sich in dem Zeitalter der Presse und des allgemeinen Stimmrechts um so weniger sagen, als diese Art der Schriftstellerei seit dem Wandsbecker Boten und dem Rheinischen Hausfreund schon manche schöne und auch für ein unbefangenes Gemüt erfreuliche Frucht am Baume der deutschen Litteratur gezeitigt hat. Bedenklicher schon ist es, wenn sich diese stille Agitation, wie es teilweise bei den sogenannten Schul- oder, wie man in Süddeutschland sagt, Studienkalendern der Fall ist, den empfänglichen Boden der unreifen und unselbständigen Jugend ausersieht, um ihren oft in Wahrheit giftigen Samen hineinzustreuen. Es ist keineswegs bloß gewissenlose Buchmacherei oder Buchhändlerspekulation, die oft nicht weiß, was sie thut, obwohl sich diese meist damit verbindet, sondern im Bunde damit gar häufig eine ihrer Ziele wohl bewußte, wenn auch mit ihren Mitteln oft sehr plump dreinsahrende parteipolitische Tendenz, die man in dieser Beziehung anklagen muß. Am schlimmsten aber ist es, wenn sich die in unsern Tagen so üppig in die Halme schießende pseudoreligiöse Plusmacherei dieses Mittels bedient und so eine an sich gute und edle Sache, wie es echte Religiosität ist, zu sich herunter in den eignen Staub zieht und ihr Wunden beibringt, die sich in der weitem Entwicklung beinahe als tödlich erweisen könnten.

Das letztere glauben wir mit Zug sagen zu dürfen von einem sogenannten Studienkalender, der uns in mehreren Jahrgängen vorliegt, seit einer langen Reihe von Jahren erscheint — der neueste Jahrgang nennt sich den fünfzehnten — und ohne Zweifel nicht der einzige seiner Art ist. Doch beschränken wir uns auf den altentworfnen vorliegenden Bestand. Seine Heimat ist das katholische Baiern, von wo aus er auch in das benachbarte Württemberg eindringt und einem verdienstvollen andern Unternehmen dieser Art, dem von dem Gymnasiallehrer Dr. Krapff in Ulm herausgegebenen Studienkalender, eine teilweise erfolgreiche Konkurrenz macht. Freilich hat dieser den schweren Fehler, daß er rein gymnasiaal-technischer Art ist, nur die Bedürfnisse des Gymnasialunterrichts berücksichtigt, keinerlei politischen oder kirchenpolitischen Nebeninteressen dient und so natürlich an „kalte Farblosigkeit“ und „schwächlicher Indifferenz“ leidet; auch mag der Umstand, daß sich der Verfasser darauf versteift, den Kalender nicht bloß selber zu verlegen, sondern auch selber zu drucken und zu vertreiben, seiner Verbreitung ein äußeres Hindernis in den Weg legen. Der andre läßt seine ausgesprochne kirchliche Richtung flügllich auf dem Titelblatt nicht erkennen, er nennt sich einfach „Taschenkalender für die studirende Jugend,“ und da man in den katholischen Gegenden Süddeutschlands die Schüler der Gymnasien „Studenten“ zu nennen pflegt, so giebt er sich damit einfach als ein Hilfsmittel für Gymnasiasten zu erkennen. So

kommt es, daß er auch in die Hände von Schülern, und zwar von Schülern des verschiedensten Alters, gerät, zu deren religiösen und sonstigen Anschauungen, wie sie der Charakter des Elternhauses mit sich bringt, er in keiner Weise paßt; daß „die Kinder den Eltern gehören,“ wollen eben gewisse Leute nur dann anerkennen, wenn die Eltern ihnen „gehören.“ Daß dann Argernis entsteht, das sich durch Ausreißen von Blättern, polemische Randbemerkungen von jugendlicher Einseitigkeit und Verbtheit zeigt, und so das Übel fortzeugend Böses gebärt, liegt auf der Hand, und so muß schon hier die Frage aufgeworfen werden, ob diese Art, dem berühmten „konfessionellen Frieden“ zu dienen, mehr der Naivität oder mehr der Berechnung entspringt. Befördert wird die Verbreitung auch in diesen Kreisen durch den Umstand, daß die Schreibmaterialienhändler in den kleinen Städten — ob sie dazu vom Verleger in den Stand gesetzt werden, bleibe dahingestellt — den Kalender ihren jugendlichen Kunden, um sie anzulocken, als „Prämie“ verehren und so nach dem Satze, daß man dem geschenkten Gaul nicht ins Maul sieht, ihm eine willigere Aufnahme bereiten. Am wirksamsten aber wird diese Aufnahme gesichert durch die warme Empfehlung der katholischen Religionslehrer, die nicht bloß ihr persönliches Ansehen, sondern auch ihr Amt, für das sie, wie sie beanspruchen, in diesem Falle von jeder „staatlichen Bevormundung“ frei sind, zu dieser segensbringenden Propaganda benutzen.

Der Kenner freilich merkt den Buzen leicht. Der Kalender nennt als Verlagsort Donauwörth, einen Namen, der in der deutschen Geschichte auch sonst schwarz angestrichen ist. Ausgeschmückt ist er im Jahrgange 1892 vor dem Titelblatt mit dem Bildnis des Thomas von Aquino, der durch seine nahen Beziehungen zum Gymnasialunterricht des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts diesen Ehrenplatz gewiß verdient. Der Jahrgang 1893 weist eine Reihe von Bildnissen mehr „aktueller“ Persönlichkeiten auf; voran Johannes Sanffen und Onno Klopp, die aber als besondere Förderer der deutschen Gymnasialbildung doch auch nicht bekannt sind, wenn sie auch auf andern Gebieten ihre mehr oder weniger bestrittenen Verdienste als Gelehrte und Parteischriftsteller haben mögen. Fügen wir noch hinzu, daß die innern Seiten des Einbands eine empfehlende Aufzählung „vorzüglicher Unterrichtsbücher und Schriften“ enthält, die von Baumgartner S. J. über Brunner zu Sanffen, von da über Pester(?) zu Pater Koch S. J. mit seinen „Grundirrtümern unsrer Zeit“ führt, dazwischen zur Maskirung etliche harmlose lateinische und griechische Übungsbücher anführt, in allem aber, worin eine scharf ausgesprochne Tendenz und Polemik liegt, ausschließlich die bekannten Firmen von Freiburg, Augsburg, Paderborn und Köln berücksichtigt, so wollen wir damit dem Wert und der Bedeutung mancher der aufgeführten Schriften in keiner Weise zu nahe treten; ob sie aber gerade geeignet sind, mehr oder weniger grünen Tungen empfohlen und vor andern ans Herz gelegt zu werden, möchten wir doch sehr bezweifeln.

Was den Inhalt des Kalenders betrifft, so können wir absehen von dem üblichen Bestand solcher Kalender: dem Kalendarium, Papier für allerlei Notizen, einem alphabetischen (!) Geschichtskalender, der in seinem ungegliederten Chaos deutlich vor Augen stellt, wie man Geschichte den Schülern nicht vorführen soll. Genug, daß in dieser Beziehung nichts, auch gar nichts vorhanden ist, was sich durch Neuheit oder zweckmäßige Anlage von dem Allergewöhnlichsten unterscheidet. Auffällig ist, wie sehr dieser eigentlich kalendarische Teil gegenüber dem Textteil in den neuern Auflagen immer mehr zurücktritt. Der Textteil, in den beiden letzten Jahrgängen je sechzig bis siebenzig Seiten umfassend, wird jedesmal eröffnet durch ein ansprechendes „Studiengebet“ des Thomas von Aquino in lateinischer, in den frühern Auflagen auch in griechischer Sprache, von dem wir vermuten möchten, daß es zu den wenigst-gelesenen Abschnitten des Buches gehören wird. Denselben religiösen Charakter trägt eine lateinische Ode des bekannten neulateinischen Dichters Jakob Balde S. J. an die Jungfrau Maria. Wir können wohl hundert gegen eins wetten, daß nur selten ein „Student“ das frostige Mosaik des von Herder und Albert Knapp jedenfalls nicht oder mit Unrecht wegen dieses Gedichtes gepriesenen Dichters verstehen wird. Schon nicht mehr unter den Begriff des Religiösen, sondern unter den des Schein- und teilweise auch Pseudoreligiösen müssen wir die Lebensskizzen einiger Männer rechnen, die dem „Studenten“ vom „religiösen“ Standpunkt aus vorgeführt werden. Man läßt sich ja gefallen, wenn Thomas von Aquino, der, wenn er auch dem Gymnasialunterricht fern genug steht, doch an sich eine bedeutende Persönlichkeit ist, noch in einer biographischen Skizze behandelt wird. Aber wozu den Gymnasiasten, der doch wahrscheinlich nötigeres zu thun hat, mit der Biographie des Gabriel Garcia Moreno, des verstorbenen Präsidenten der Republik Ecuador, behelligen, der am 10. August 1878 von niemand anders als von der „ruchlosen Bande der Freimaurer“ ermordet wurde? Doch wohl nur deswegen, weil — wie wir aus dem Index librorum propagandorum des Einbandes und aus dem Schlusse des Aufsatzchens erfahren — Frau Amara George-Kaufmann bei Herder in Freiburg eine Biographie besagten Gabriels hat erscheinen lassen, die nun hier gleich in usum delphini ausgeschlachtet wird. Auch ein an sich harmloses und — wenn es authentisch ist — nicht uninteressantes Stück dient lediglich der pseudoreligiösen, in Wahrheit parteipolitischen Agitation unter der unreifen Jugend: der Abiturientenaufsatz Windthorst's. Denn die einzige Lehre, die sich allenfalls aus ihm ergibt: daß man sich als Abiturient in ganz korrekten Trivialitäten pflichtgemäß bewegen und später doch ein geistreicher, origineller und bedeutender Mann werden kann, die kann und soll doch der „Student“ nicht aus ihm schöpfen.

In eigentümlichem Gegensatz zu dieser Betonung des religiösen Elements steht ein dem Umfange nach allerdings sehr zurücktretender humoristischer Teil,

der nicht bloß Schnurren und Kalauer enthält, die an Banalität noch unter denen der schlechtesten Witzblätter stehn und dabei dessen, was unsre Witzblätter genießbar und oft erheiternd macht, der Abbildungen, entbehren, sondern hie und da selbst ans Eynische streift. Jedenfalls ist die debita puero reverentia darin nicht beachtet. Denn es werden nicht nur mit Vorliebe solche Geschichtchen ausgelesen, in denen Schülern, häufig auch Lehrern, die größten Albernheiten zugeschrieben werden, sondern der Sammler dieser Raritäten versteigt sich auch (1893: Aus dem Leben eines Geschichtsprofessors) zu einer jener Schulhumoresken, wie sie vor Jahren einmal in diesen Blättern mit Recht gegeißelt wurden, da sie nicht bloß die Wirkung, sondern geradezu den Zweck haben, die Thätigkeit des Lehrers in wohlfeilster Weise lächerlich zu machen, dadurch daß man die mit ihr so leicht sich verbindenden Eigentümlichkeiten maßlos überreibt. Und solches Zeug, das zu der Leihbibliothekware der niedrigsten Sorte zu rechnen ist, wagt sich in einen „Kalender für die studirende Jugend,“ der sich als Muster von Religion und Sittlichkeit aufspielt! Freilich, auch der Röder der schalsten Possenreißerei ist nicht zu ordinär, wenn man damit die Jugend für sich und seine besondern Zwecke zu fangen hofft.

Von einer andern Seite lernen wir die erzieherische Wirksamkeit des Studienkalenders kennen in seinen Artikeln über das Studentenleben, nämlich das akademische. In einer abgeschmackten Geschichte (1893: Cavete!), die bei einem allmählich zu eignem Denken heranreifenden Jüngling gerade wegen ihrer Armseligkeit das Gegenteil von dem bewirken muß, was sie bewirken will, wird gegen das Pauken geeifert. Ein andrer Artikel (1893: Die Trinksitten und die studierende Jugend) giebt ein betrübendes und abschreckendes Bild von den Wirkungen des Alkohols, das dann ohne weiteres in übertreibender Verallgemeinerung auf die studentischen Verbindungen angewendet wird, und eifert gegen das studentische Sausen. Wir wollen dagegen zunächst nur sagen, daß das alles viel geschickter, maßvoller und damit wirksamer gesagt sein könnte und sollte. Nun schließt sich aber unmittelbar an diese Studentenartikel ein andrer an (1893: Über studentisches Verbindungswesen), worin — unter Berufung auf Felix Dahn, der doch von dieser Seite sonst wenig anerkannt wird — die Schwächen und Mängel des studentischen Lebens auf studentische Korporationen aller Art ausgedehnt werden mit einziger Ausnahme von? — nun natürlich von den katholischen Studentenverbindungen, die bis in die Puppen gelobt und am Schluß in einer übersichtlichen Liste nach Universitäten geordnet mit ihren Namen, Farben, Wahlsprüchen und „Zirkeln“ dem lüsternden Auge des staunenden „Studenten“ vorgeführt werden. Daß hierin System liegt, ergiebt sich daraus, daß sich dieselbe Tabelle mit entsprechender Einleitung in den beiden neuesten Jahrgängen des Kalenders findet. Was sonst vom Standpunkte ernster Erziehung aus für streng verpönt gilt: in Schülerkreisen für studentische Korporationen zu werben, zu „feilen,“

wie der Studentenausdruck lautet, das wird hier unter dem Deckmantel der Religion und der Moral in majorem militantis ecclesiae gloriam vor der Öffentlichkeit ganz ungeschämt betrieben. Ohne den bösen Alkohol geht es freilich auch bei diesen katholischen Verbindungen nicht ab; ja man will sogar schon gehört und gesehen haben, daß er auch bei dieser Jugend seine unwiderstehliche Kraft beweise. Aber er ist geweiht und gesiegt durch den höhern Segen, der alles zu tilgen imstande ist. Was für schöne Grundsätze eines zum System ausgebildeten Strebertums hier gepflegt und, wenn die Herren unter sich sind, vertraulich gepredigt werden, darüber hat ein süddeutsches Tageblatt vor kurzem aus der authentischen Quelle eines Vereinsorgans, das den schönen Namen „Akademia“ führt, erbauliche Enthüllungen gebracht, gegen die sich das getroffene System mit jämmerlicher Sophistik gewehrt hat.

Zur Religion und zur Moral kommt aber nun als drittes die Wissenschaft. Und da treffen wir denn ein entsetzliches Durcheinander; etliches Richtige, manches Falsche, das meiste überflüssig, weil weltbekannt, oder unpassend, alles aber beherrscht von dem bekannten „kritischen“ Geiste der sogenannten Geschichtslügen, der alles, was nicht in den eignen Kram paßt, für falsch, alles Falsche für „Lüge“ erklärt und so dem Vertreter abweichender Ansichten ohne weiteres den Makel sittlicher Verworfenheit anheftet, ein Verfahren, das ja so gut zu dem überall zur Schau getragenen religiösen Geiste des Christentums und zu der eigenmächtig angemessenen Aufgabe der Jugendbildung paßt.

Heben wir aus der Menge des Vorhandnen ein einzelnes besonders bezeichnendes Stück heraus. Daß Luther die neuhochdeutsche Sprache „erfunden“ habe — ob es einen Lehrer in Deutschland giebt, der mit der „studirenden Jugend“ zu thun hat und seinen Schülern eine solche sonderbare Weisheit aufsticht, einen Lehrer, der nicht so gut wie der Kalendermacher wüßte, daß kein Mensch von Adam bis zum Pfarrer Schleyer herab eine wirkliche Sprache „erfinden“ kann — das möchten wir doch zur Ehre unsers Gymnasiallehrerstandes bezweifeln. Der Kalendermacher glaubt das wohl selber nicht, und wenn er den bestgehaßten Treitschke beschuldigt, er habe einmal den „vermessenen Blödsinn so weit getrieben,“ zu sagen: Luther hat das Neuhochdeutsche erfunden, und zwar an einem Tage, mit einem Schlage; er hat es erschaffen — so stellen wir dem einen ganz verstockten Unglauben entgegen.

Warum giebt sich nun der Kalendermacher soviel Mühe, gegen die selbstgebaute Windmühle zu kämpfen und in einer kleinen Abhandlung das wiederzukäuen, was jeder Lehrer des Deutschen seinen Sekundanern kürzer, klarer, unbefangener, mit einem Worte viel besser zu sagen imstande ist? Deshalb, weil all dieses Brimborium nur Maske ist, weil es dem Kalendermacher um die edle deutsche Sprache, die er selber jämmerlich genug handhabt, gar nicht zu thun ist. Denn was ist das Ergebnis der ganzen Sprachgelehrsamkeit?

Daß „die Reformation in ihrer weitem Entwicklung der deutschen Sprache schwere Wunden geschlagen hat,“ daß „Luthers That von irgend welchem Segen und Nutzen für Deutschland nicht gewesen ist,“ daß „sie eine nackte, rohe Revolution war.“ Diese logische Antwort erhält der „Student“ auf die Frage: hat Luther die neuhochdeutsche Sprache erfunden? und daneben noch die Empfehlung einer bei Herder in Freiburg mit bekannter Tendenz erschienenen Schrift: Die Revolution seit dem sechzehnten Jahrhundert im Lichte der neuesten Forschung.

Gehen wir endlich von der Geschichte zur Litteraturgeschichte, so kommen wir hier ins Allerheiligste dieser Kalendermacherei, wo Persidie und Blumpheit mit einander um die Palme streiten. Wie wir in dem Lutherartikel die — gewollten oder nicht gewollten — Früchte sehen, die die Zanssensche Forschung zeitigt, wenn sie von den Massen und für die Massen gehörig bearbeitet wird, so tritt uns hier der Geist Baumgartnerscher Mache in entsprechender Vergrößerung entgegen, und man hätte wohl ein Recht, nach bekannten Mustern jene Art der Forschung und ihre Ergebnisse als die „Vorfrucht“ dieser Kalendermacherei zu bezeichnen. Die wissenschaftliche Naivität dieser Litteraturgeschichte ergiebt sich aus einer untergeordneten, aber bezeichnenden Einzelheit, die wir der Lebensskizze Zanssens entnehmen. Da wird von dessen Vaterstadt Xanten gerühmt, daß (in Xanten!) nach der Nibelungen Sage — soll heißen nach dem Nibelungenlied — das gleißende Nibelungengold in die Fluten des Stroms versenkt worden sei! Jeder Tertianer, ja jede Schülerin, die das Gedicht aufmerksam gelesen hat, weiß, wie falsch, wie unmöglich das ist. Aber wie gut macht sich das Pathos, den „großen“ Zanssen mit dem berühmten Hort schon in der Wiege zusammenzubringen! Daß auf dem Hört der Fluch der Götter ruhte, das scheint dem Kalenderschreiber nicht bekannt gewesen zu sein.

Die litterargeschichtliche Perle des Jahrgangs 1893 ist der Aufsatz über „Schiller und Goethe,“ der „ein Beitrag zu ihrer Charakteristik“ genannt wird. Von Schillers Charakter ist darin kaum die Rede, wenn man nicht das dazu rechnen will, daß er einmal der „gute“ Schiller heißt, daß er schlecht besoldet und kränklich war, daß er „durch etwas Likör oder ähnliche Spirituosen seine Kräfte zu steigern suchte,“ wodurch er seiner Gesundheit schadete; diese Stelle ist durchschossen gedruckt, und da etliche Blätter vorher die schauderhaften Wirkungen des Spirituosen genusses vorgeführt sind, so weiß man ja, was das zu bedeuten hat. Im Ganzen erscheint Schiller als ein Tölpel, der sich — und nun kommt die Hauptsache — von Goethe hat auf eine ganz gemeine Weise überlisten lassen: Goethe — der nebenbei gesagt „gern und viel Wein und sogar Kirschwasser trank“ — empfand „viel Ärger“ über Schillers Rezension des Egmont. Er „ging also mit sich zu Räte, wie es anzufangen sei, um den Rivalen Schiller aus Weimar fortzubringen.“ Er

benutzte seine Geschichte des Abfalls der Niederlande, obwohl das Werk „alles eher ist als geschichtlich,“ also schlecht, denn es will ja Geschichte sein, „um seinen Verfasser auf leichte Weise aus Weimar hinauszubefördern.“ An seinen schlechten Gehaltsverhältnissen war natürlich nur Goethe schuld. Die „Zähheit,“ mit der Schiller seine Leiden aushielt, „war für Goethe jedenfalls nicht angenehm.“ Er that nichts für ihn, als daß er ihm „ein paar Flaschen Wein schickte.“ Und so ist das Ergebnis ganz klar: Goethe ist eigentlich ein Mörder, und zwar ein ganz schlimmer, er mordete langsam; denn er „hat den frühen Tod Schillers geradezu auf dem Gewissen“, das darf man „ungescheut aussprechen.“ Das ist die Aufklärung, die die „Studenten“ über Schillers und Goethes Freundschaftsbund erhalten! Man kann himmelweit von aller „Goethemanie“ entfernt sein und solchem Treiben gegenüber doch den tiefsten Ekel empfinden. Aber — vivat Baumgartner! Denn die Methode, wenn man diesen anständigen Ausdruck hier anwenden darf, ist ja bekannt, sie erinnert auffällig an Janssen und Baumgartner: einzelne Stellen werden ohne Rücksicht auf Zusammenhang, Stimmung, besondere Situation herausgegriffen, und die Sache ist „aktenmäßig“ erwiesen. Was damit nicht stimmt, wird einfach totgeschwiegen.

Ist Goethe nach dem Kalender von 1893 eigentlich ein Mörder, da er seinem „Bruder in Apollo“ das Leben verkürzte, indem er ihn zum Genuß von Spirituosen nötigte, so beweist uns der Kalender von 1892 in einem Aufsatz, als dessen Verfasser sich ein Herr Otto von Schaching zu bekennen — oder zu verbergen? — den Mut hat, daß Lessing ein Dieb ist, oder genauer, wie die Überschrift des Aufsatzes zur Vermehrung der Rührung sagt, „ein klassischer Dieb.“ In unendlicher Wiederholung sind die Ausdrücke „Dieb,“ „schamloser litterarischer Dieb,“ „Diebstahl,“ „gestohlen,“ „Dieb ersten Ranges,“ „Diebstahlsmut,“ „gemeiner litterarischer Dieb,“ „Kleptomanie,“ „Fälschung,“ „mit Wollust fälschen,“ „Pranger,“ „gebrandmarkt“ auf den wehrlosen Toten gehäuft; man glaubt in einem Tollhause zu sein. Das Endergebnis, wie es dem „Studenten“ in durchschossenem Druck vorgeführt wird, ist: Lessing ist gebrandmarkt als gemeiner litterarischer Dieb für alle Zeiten, und das einzige Denkmal, das ihm von Rechtswegen gebührt, ist der Pranger. Hat man es über sich gebracht, durch diesen Schmutz der Worte auf den Grund der Sache zu dringen, so findet man als die Quelle dieser Urteile ein Werk eines „Prof. Paul Albrecht, Dr. med. et phil.“ angeführt, das „auf zehn Bände berechnet“ unter dem Titel „Lessings Plagiate“ mit dem Eifer, mit dem fixe Ideen festgehalten und verfolgt zu werden pflegen, Lessings Dichtungen in eine Unzahl von vielen hunderten von Entlehnungen auseinanderhackt. Daß der dramatische Dichter fast stets mehr oder weniger durch Vorläufer angeregt ist, daß das bei Lessings ganzer Schaffungsweise bei ihm — zugestandenmaßen — in höherm Grade der Fall war, das mag ja nun ein ehrlicher

Kalendermacher seinen „Studenten“ in Gottes Namen sagen, wenn er durchaus meint, daß das in einen Kalender gehöre. Aber dann darf er ihm die Rehrseite nicht verschweigen, daß nämlich die Frage, inwieweit aus dem Vorhandensein ähnlicher Gedanken und selbst gleichlautender Worte und Redensarten auf bewußte Entlehnung geschlossen werden darf, eine der heikelsten in der kritischen Litteraturgeschichte ist; am wenigsten aber darf er ihm verschweigen, daß auch 319 und 340 und 499 ausländische Fegen, aus denen die Minna, der Nathan und die Emilia zusammengeflickt sein sollen (!), immer noch keine Minna, keinen Nathan, keine Emilia ergeben, weil Fegen kein Kleid und tausend Einzelheiten kein Ganzes sind. Die Erkenntnis, wie wichtig, wie entscheidend für das dichterische Schaffen die Thätigkeit der Komposition ist, wird auf diese Weise dem Studenten geflissentlich versperrt. Dagegen hängt der Kalender am Schluß noch einen Scheinbeweis von jämmerlicher Perfidie an. Daß die bekannte aus dem theatralischen Nachlaß veröffentlichte Virginia-Szene eine bloße Übersetzung aus einem ältern englischen Virginiastück von Crisp ist, ist vor einigen Jahren zwar nicht von dem berühmten Herrn Professor Albrecht, aber von Noethe in der Seuffertischen Vierteljahrschrift nachgewiesen worden. Was thut nun Herr von Schaching? Er stellt den Anfang der Szene in der Lessingschen Übersetzung und im Original neben einander und bezeichnet das am Schlusse als einen „Beleg von Lessings litterarischer Kleptomanie.“ Daß die sogenannte Virginia Lessings nur aus dieser einen Szene besteht, daß diese Szene von Lessing selber gar nicht veröffentlicht worden ist, daß sie nur eine Vorstudie ist, daß Lessing später etwas ganz andres daraus gemacht hat, von alledem erfährt der „Student“ nichts. Entweder hat es der Kalendermacher selber nicht gewußt, dann ist er, wenn er sich doch mit solchen Dingen beschäftigt, ein Tropf; oder er hat es gewußt und verschweigt es, dann ist er ein Schurke.

Doch es sei genug des grausamen Spiels, das wir noch weiter fortsetzen könnten, obwohl die ältern Jahrgänge eine viel geringere Ausbeute geben, der häßliche Geist des Machwerks in den letzten Jahrgängen in sichtlicher Steigerung erscheint. Warum wir aber, die wir doch besseres zu thun haben, uns mit solchem Zeug abgeben? ganze Seiten unsrer Zeitschrift damit füllen? unsre Leser damit behelligen? Darum, weil wir glauben, daß diese Machinationen lange nicht so bekannt sind, als sie sein sollten, und daß man sich gegen unbekannte Gefahren am schwersten schützen kann. Und eine Gefahr, eine schwere Gefahr liegt hier vor; ja mehr als eine Gefahr, denn es ist schon viel Übles daraus hervorgegangen. Man glaube nur nicht, die Schule sei imstande, durch ihr stilles, ruhiges Wirken solche Einflüsse von selbst zu überwinden. Wie viele Hunderte, ja Tausende lesen diese Dinge und verlassen die Schule, ohne kaum jemals ein andres Wort über Goethe und Lessing zu hören! aber auch wo das nicht der Fall ist, ist es selbst für einen geschickten und taktvollen

Lehrer nicht leicht, in einen Boden, der von der Schlingpflanze angeblicher „religiöser“ Interessen überwuchert ist, eine bessere Saat zu säen; und wer weiß, ob nicht hie und da der Bod' selbst zum Gärtner bestellt ist.

Ob sich die Schulverwaltungen um solche stille Agitation kümmern, ob sie auch nur davon wissen, ist uns unbekannt; ebenso, ob sie vielleicht auch diese papiernen Waffen zu dem Bollwerk rechnen, womit „Thron und Altar“ gegen die „Revolution“ und den „sozialen Umsturz“ zu schützen der Klerikalismus tagtäglich verspricht. Wir hoffen, daß sie die Sache der Bildung und des Anstands nicht im Stich lassen werden. Den deutschen Eltern aber, die für die ihr zugehörige Jugend das Bildungsideal verabscheuen, das uns dieser Kalender in so leuchtender „Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit“ vor Augen stellt, rufen wir zu: Helft euch selbst, so wird euch auch die hohe Obrigkeit helfen.



Ein Vermächtnis Lenaus an die Deutschen



Das Vermächtnis eines fast vor einem halben Jahrhundert dahingegangenen Dichters an unsre Nation mit dem Hinweis auf ihre hohe, weltumgestaltende Aufgabe für die Zukunft kann wohl von der Nation eine Zeit lang übersehen werden, wenn es ein anonymes Vermächtnis war, sollte aber doch eigentlich von den Führern der Litteratur, die gern alle litterargeschichtlichen Einzelheiten aufstöbern und hervorheben, nicht so ganz übersehen werden, wie es bis jetzt der Fall gewesen ist.

Daß sich Lenau ähnlich, wie Byron nach Griechenland ging, nach der neuen Welt wandte, um dem in eine Sackgasse zwischen Anarchie, Absolutismus und Hierarchie geratenen Gedanken des wahren, freien Menschentums einen Ausweg zu eröffnen, davon ist außer den paar dürftigen Zeilen im Konversationslexikon (1832 Reise nach Amerika, Ankauf von Urwald) oder den spärlichen und kurzen Lebensbeschreibungen des unglücklichen Dichters, die diese Reise nur flüchtig erwähnen, bis jetzt kaum jemand etwas bekannt geworden. Die Gartenlaube, die neulich eine sehr interessante und eingehende Besprechung der Lebens- und Liebeschicksale des Dichters brachte, erwähnte seine Reise nach Amerika, diesen bedeutungsvollsten Schritt seines Lebens, nur mit wenigen Worten, die zeigten, daß der Verfasser von dem weltbewegenden Gedanken, der dem Dichter dabei vorzuschwebte, und der sich daran anschloß, wohl kaum eine Ahnung hat.